

«Man will partout auffallen, ohne zu wissen, wer man wirklich ist»

Ihr Schaffen und Denken dreht sich um die Frage der Identität. Im Gespräch mit René Scheu erzählt die deutsche Künstlerin Ilana Lewitan ihre Geschichte – und wie sie begriff, dass ihre Eltern, beide Shoah-Überlebende, ein Leben lang gegen das Fremdsein ankämpften

Frau Lewitan, eines Ihrer neueren Werke hat mich besonders frappiert. Sie haben im Ägyptischen Museum in München vier verschiedene Selbstporträts gezeigt: Ilana Lewitan kantig mit kurzen blonden Haaren, dann mit Rasta-Locken und dunkler Haut, asiatisch mit glatten schwarzen Haaren und einmal mit Tschador. Die Person ist dieselbe, aber die Wirkung des Gesichtes ganz unterschiedlich. Ist dies ein Triumph der Äusserlichkeit?

Sagen wir es so: Wir alle achten zu sehr auf oberflächliche Nuancen. Ändert sich die Erscheinung, wird uns diese plötzlich fremd – und darauf können wir so oder so reagieren: mit Neugierde und Offenheit oder mit Vorurteilen und Abscheu. Oftmals fehlt es einfach an der erforderlichen Empathie, sich in andere Identitäten hineinzuversetzen.

Kennen Sie diese Erfahrung – anders als die anderen zu sein?

Das ist ein emotionaler Zustand, mit dem ich seit meinen Kindheitstagen sehr vertraut bin. Als ich in München Ende der 1960er Jahre in die Grundschule kam, da fühlte ich mich auf Anhieb sehr fremd. Das Umfeld war katholisch, und ich war jüdisch. Irgendwann wird aus dem Grundgefühl eine Identität – und die Gedanken beginnen um diese Identität zu kreisen.

Haben Sie dieses Fremdsein damals als Last empfunden?

Es kam mir so vor, als würde ich nicht dazugehören, und zugleich wollte ich sein wie die anderen. Ich wollte Ulrike, Monika oder Barbara heissen. Und ich wollte glatte blonde Haare haben. Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, dann war ich oftmals alleine, einsam, auf mich selbst zurückgeworfen. Ich wurde zu einer Beobachterin der Welt und meiner selbst. Von früh an habe ich mich meinen Phantasiewelten hingegeben und wie verrückt gemalt und gezeichnet.

Heute, im Zeitalter des inszenierten Hyperindividualismus, wollen ja gleichsam alle anders, besonders, einzigartig sein. Hat sich etwas Grundlegendes im Verhältnis der Individuen zum Anderssein gewandelt?

Hm, lassen Sie mich nachdenken. In einer demokratischen, pluralistischen Gesellschaft ist das Anderssein selbstverständlicher geworden. Für mich als Heranwachsende war das Fremdsein zuerst ein Makel, und erst im Laufe der Jahre habe ich mich damit arrangiert. Ich bin zum Schluss gekommen: Ich bin, wie ich bin. Ich nehme mich an, wie ich bin. Wenn andere mich so annehmen, schön, wenn nicht, auch gut. Denn ich habe gemerkt, dass ich aus dieser meiner Geschichte, zu der das Anders- und Fremdsein gehört, schöpfen kann. Sie gibt mir Kraft und Kreativität.

Aber das Anderssein als Ideal, das in den sozialen Netzwerken und in der Werbung geradezu aufdringlich beschworen wird – können Sie damit etwas anfangen?

Anderssein ohne Identitätskern ist beliebig und inhaltslos. Diese Art des Besondere-sein-Wollens scheint mir ein Zeitgeistphänomen zu sein, das auf einer tiefen Unsicherheit beruht. Die Heimat, die Religion, die Familie haben an Gewicht verloren, die Werte haben sich verschoben. Man will partout auffallen, ohne zu wissen, wer man wirklich ist und wofür man einsteht. Ein leeres Fass macht eben den grössten Lärm.

Konkreter, bitte. Worauf beziehen Sie sich?

Ich habe Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre in New York gelebt. Da wurde die Selbstverständlichkeit, anders zu sein, mit der grösstmöglichen Coolness gelebt. Jeder konnte und durfte



Die Künstlerin Ilana Lewitan (aufgenommen in Zürich).

ANNICK RAMP / NZ

anders sein. Ob Hanukka, Weihnachten oder Ramadan, jeder wusste um die Feiertage der anderen. Das Anderssein war das Normale, nicht rhetorisch, sondern wirklich. Das ist echte, gelebte Freiheit, würde ich sagen. Wunderbar. Das hat mich damals mit meiner Geschichte versöhnt.

Sind Sie in New York erst angekommen?

Ja, es war damals ein Gefühl innerer Freiheit, ohne die braunen Geister der Vergangenheit. Ich bin aber bis heute an keinem Ort der Welt angekommen – das Schöne ist, dass ich auch nicht mehr das Gefühl habe, ankommen zu müssen. Denn ich bin bei mir angekommen. Das ist eine – meine – positive Erfahrung der Freiheit, die ich als Künstlerin weitergeben möchte.

Hand aufs Herz: Wie steht es heute um diese Freiheit?

Menschen, die in den letzten dreissig Jahren gross geworden sind, haben in Europa, mit Ausnahme vom ehemaligen Jugoslawien, zumeist keine Erinnerung mehr an die Zeit des Leidens, der Entbehrung, des Kriegs, der Diktatur. Für manche sind kleine Frustrationen und Entbehrungen schon eine mittlere Katastrophe – weil sie keine reale Vorstellung einer Katastrophe haben. Ich werfe das niemandem vor, denn jeder lebt sein Leben, so gut er kann. Aber dieser Mangel an historischem Bewusstsein – an kulturellem Gedächtnis –, nun ja, der bereitet mir schon Sorgen.

Mir scheint, es gebe auch eine gewisse Frivolität – und zugleich einen Überdross dieser Frivolität. Könnte man sagen: Wer keinen Begriff von der Unfreiheit hat, kann seine Freiheit gar nicht wirklich schätzen?

«Viele Leute, auch gut gebildete, haben Angst vor dem Abstieg, und sie empfinden Neid auf andere – das ist die Quelle des Antisemitismus.»

Ich fürchte, so ist es. Wenn die Massstäbe fehlen, fehlen die Vergleiche. Und wenn die Vergleiche fehlen, nun ja, dann fehlt das Verständnis für die Situation, in der man lebt, das Verständnis für die, die einem vorausgingen, und für die, die einem nachfolgen werden. Jeder lebt in der eigenen Blase. Wir, nein viele, sind so satt – und doch ständig unzufrieden. Verantwortung kommt ebenso abhandeln wie Dankbarkeit – und sollten wir nicht jeden Tag dankbar sein, trotz allem, in der freisten aller Gesellschaften zu leben? Gerade in Deutschland?

Sind Ihre Eltern jemals in Deutschland angekommen?

Nein. Sie waren Shoah-Überlebende. Diese Erfahrung war stets präsent, auch wenn wir in der Familie kaum darüber gesprochen haben. Sie war das grosse Unausgesprochene. Meine Eltern waren kulturell und auch sprachlich vollkommen enturzelt. Das hat dazu geführt, dass sie sich nirgendwo richtig zu Hause fühlten. Sie haben sich oft untereinander auf Polnisch unterhalten, so dass wir Kinder nichts verstanden. Sie waren ihr Leben lang Fremde.

Das ist interessant. Hannah Arendt beginnt Ihren Essay «Wir Flüchtlinge» von 1943 mit dem Satz: «Vor allem mögen wir es nicht, wenn man uns «Flüchtlinge» nennt.» Dabei waren die Juden Flüchtlinge in einem neuen Sinne: Sie wurden nicht aufgrund ihrer politischen Ansichten oder Taten verfolgt, sondern weil sie Juden waren.

Für mich waren meine Eltern Überlebende. Erst viel später, mit der Flüchtlingskrise von 2015, ging mir auf, dass meine Eltern auch Geflüchtete waren. Und sie blieben es die ganze Zeit. Denn immer gab es die Vorstellung, dass wir eines Tages zu den Angehörigen nach Israel gehen oder nach Kanada auswandern würden. In Israel lebte die Schwester meines Vaters. Sie war schon vor dem Krieg dorthin emigriert. Alle anderen Mitglieder seiner Familie wurden ermordet. Wir lebten also im Gefühl eines Provisoriums – wir sind hier, in Deutschland, aber nicht dauerhaft. Da meine Eltern in Deutschland blieben, wünschten sie sich, dass ich ins Ausland gehe. Tatsächlich ging ich nach New York, auch um Abstand von meiner Familiengeschichte zu gewinnen. Dort lernte ich dann meinen künftigen Mann Louis kennen, auch ein Jude aus München, auch Sohn von Shoah-Überlebenden. Man flieht vor seiner eignen Geschichte, nur damit sie einen dann am anderen Ende der Welt einholt. Das ist jüdischer Humor.

Stammten Ihre Eltern aus ähnlichen sozialen Welten?

Ganz und gar nicht. Meine Mutter, die nicht religiös war, stammte aus einem sehr traditionellen jüdischen Hause in Warschau, koscher, was damals völlig normal war, grossbürgerlich, sehr assimiliert, eine Künstlerfamilie, Grossstadtfeeling. Und mein Vater kommt aus einem Schtetl, religiös erzogen, einfache ländliche Verhältnisse, Provinz. Sie hätten unter normalen Umständen niemals zueinandergefunden. Aber sie strandeten in Deutschland und lebten hier bis zuletzt, obwohl sie die ganze Zeit davon träumten, eines Tages wegzugehen.

Fühlen Sie sich in Deutschland sicher?

Unser Gespräch macht mir klar, dass eigentlich zwei gegenläufige Entwicklungen stattfinden. Einerseits habe ich im Laufe meines Lebens zu einem entspannten Verhältnis zu meiner Identität, meinem Jüdischsein in Deutschland gefunden. Andererseits nehmen draussen die Warnsignale zu, die mich auffordern, innezuhalten – und sehr genau hinzuschauen.

Erleben Sie Antisemitismus in Ihrem persönlichen Umfeld?

Zuerst einmal nicht. Aber kaum hat man ein paar Gläser Wein getrunken, geht's los. Da heisst es schnell, nun ja, gib es doch zu, die meisten Immobilien in Berlin sind in jüdischen Händen. Oder auch, besonders perfide – die Holocaust-Nummer habt ihr schön zu euren Gunsten gedreht und Profit daraus geschlagen. Oder: schon toll, dieser Erfolg, den du als Künstlerin hast, du mit deinen jüdischen Connections. Das Boshafte war immer da, klar, aber es nimmt zu. Und ich habe das Gefühl, es ist in Deutschland und Österreich wieder salonfähig, solchen Mist zu äussern. Bis vor kurzem habe ich Deutschland verteidigt, weil ich meinen Freunden in Israel und den USA sagte, hey, ihr nehmt Gefahren wahr, wo es keine gibt. Heute sehe ich das anders.

Kommt der neue Antisemitismus, den Sie erleben, eher von rechts oder von links?

Von überallher. Da gibt's keinen Unterschied. Der Antisemitismus kommt aus der Mitte der Gesellschaft. Viele Leute, auch gut gebildete, haben Angst vor dem Abstieg, und sie empfinden Neid auf andere – das ist die Quelle des Antisemitismus. Man greift plötzlich wieder auf diese alten Narrative zurück, um die Schuldigen einer bedrückenden Gegenwart zu finden. Und der Antisemitismus ist ja kein Problem der Juden alleine. Denn das ist ein Barometer, das anzeigt, wo wir als Gesellschaft insgesamt stehen. Dort, wo die Juden angegriffen werden, hört die Demokratie auf.

Ich kenne keinen Schriftsteller, der die Heuchelei erbarmungsloser freilegt als Maxim Biller. Er spricht von den «Linksrechtsdeutschen». Und er hat den Satz notiert: «Der neue Deutsche war schon bald allein dann ein guter Deutsche, wenn er sich rituell zu der grossen Schuld bekannte.»

Biller hat einerseits recht, andererseits ist es schwierig zu sagen, der Deutsche, der Jude, das ist zu einfach. Was mich aufwühlt, ist, dass man heute in Deutschland der Toten gedenkt, aber nicht genug für die Sicherheit der Lebenden sorgt. Juden sind selbst 75 Jahre nach der Shoah noch nicht in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Darum geht es unter anderem in meiner Kunstinstallation.

Sie konfrontieren die Besucher Ihrer jüngsten Installation mit einer ehrlich gesagt ziemlich heftigen Frage: «Was wäre mit Jesus in Nazi-Deutschland geschehen?»

Stimmt. Ich erinnere daran, dass er seiner jüdischen Identität beraubt wurde. Dabei hatte ich lange Zeit überhaupt keinen Bezug zu Jesus – das war für mich als Kind jemand, der hing gruselig-schrecklich an ein Holzkreuz genagelt, aber mich betraf das nicht. Bis ich begriff – Jesus war ein Wanderrabbiner.

Und was wäre denn mit Jesus im Nazi-Deutschland geschehen?

Jehoschua wäre im Sinne der Rassen-gesetze als Jude verhaftet worden und ins KZ gekommen. Zuletzt wäre er vergast worden. Das zeige ich in meiner mehrteiligen Kunstinstallation. Das zentrale Element hier ist ein Kreuz aus Stahl. Es trägt die Hülle eines Korpus in KZ-Häftlingsuniform. Es veranschaulicht das, was von Menschen übrig bleibt, wenn man sie ihrer Identität beraubt.

Ilana Lewitan, geboren 1961 in München, arbeitete als Architektin, bevor sie sich Mitte der 1990er Jahre ganz der Kunst verschrieb. Sie hat Ausstellungen in zahlreichen Museen und Galerien in und ausserhalb Deutschlands realisiert. Ihre jüngste Kunstinstallation im Staatlichen Museum Ägyptischer Kunst in München trägt den Titel «Adam – wo bist du?» und hat in Deutschland jüngst viel zu reden gegeben.